SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Bezahlte Nächstenliebe: zur Struktur sozialpädagogischen Handelns

Rauschenbach, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Rauschenbach, T. (1986). Bezahlte Nächstenliebe: zur Struktur sozialpädagogischen Handelns. *Sozialpädagogik*, *28*(5), 206-218. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-39073

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Thomas Rauschenbach

Bezahlte Nächstenliebe

*Zur Struktur sozialpädagogischen Handelns**

Der barmherzige Samariter

Israel. Vor knapp zweitausend Jahren: »Ein Mann ging von Jerusalem nach Jericho. Unterwegs überfielen ihn die Räuber. Sie rissen ihm die Kleider vom Leib, schlugen ihn zusammen und ließen ihn halbtot liegen. Nun kam zufällig ein Priester denselben Weg. Er sah den Mann liegen, machte einen Bogen um ihn und ging vorbei. Genauso machte es ein Levit: Er sah ihn und ging vorbei. Schließlich kam ein Mann aus Samarien. Als er den Überfallenen sah, hatte er Mitleid. Er ging zu ihm hin, behandelte seine Wunden mit Öl und Wein und machte ihm einen Verband. Dann setzte er ihn auf sein eigenes Reittier und brachte ihn in das nächste Gasthaus, wo er sich um ihn kümmerte. Am anderen Tag gab er dem Wirt zwei Silberstücke und sagte: Pflege ihn! Wenn du noch mehr brauchst, will ich es dir bezahlen, wenn ich zurückkomme« (Lukas, 10, 29–35).

Wer erinnert sich nicht an diese Geschichte vom barmherzigen Samariter, an dieses Gleichnis aufrichtiger Nächstenliebe. Das Lukas-Evangelium überliefert uns hier eine Erzählung, die für viele das archaische Sinnbild heutiger Sozialarbeit ist. C. W. Müller (1982) etwa beginnt seine Methodengeschichte der Sozialarbeit mit dieser alten biblischen Geschichte. Doch der Mann aus Samarien ist für ihn letztlich nicht der Inbegriff und Prototyp des heutigen Sozialarbeiters. Er ist es nicht, weil er dem Geschlagenen und Verwundeten seine Barmherzigkeit *nur* erweisen kann, da er – erstens – *zufällig* am Tatort vorbeikommt, – zweitens – etwas *besitzt*, was er teilen und geben kann, also Öl, Wein und seinen Packesel, und – drittens – dieser Notfall mit dem Ausgeraubten und Verletzten ihm nur *einmal* und nicht zweimal, dreimal oder gar auf jeder Reise passiert. Deshalb, so Müllers Schlußfolgerung, bringe das Gleichnis »nicht viel zur Erhellung der historischen Wurzeln unserer sozialpädagogischen Berufe. Es mag sich dazu eignen, Jugendliche zu *motivieren*, einen sozialpädagogischen Beruf zu ergreifen. Es eignet sich nicht dazu, das Entstehen dieses Berufes zu erklären. Denn Sozialarbeiter und Sozialpädagogen arbeiten nicht wie die Bernhardinerhunde« (ebd., S. 26). So wie Müller das Gleichnis betrachtet, hat er sicherlich recht. Sozialarbeit heute kann nicht nur zufällig und einmal Hilfestellung leisten, und Soziale Arbeit von Berufs wegen braucht zudem kontinuierlich ein Minimum an Mitteln und Ressourcen, um etwas verteilen und geben zu können.

Aber: Kann man die Geschichte nicht auch ganz anders lesen? Sieht Müller das Urbild Sozialer Arbeit in dieser Erzählung nicht viel zu sehr in der Mitmenschlichkeit des barmherzigen Samariters? Wird nicht in seiner Figur zu sehr nach dem geistigen Vater sozialpädagogischen Handelns gefragt? Die Geschichte hört jedenfalls nicht damit auf, daß der Mann aus Samarien dem Verwundeten mit Wein und Öl erste Hilfe leistet und ihn dann auf sein Lasttier lädt, sondern daß er ihn in eine Herberge bringt und dort für ihn sorgt, indem er dem Wirt zwei Silberstücke gibt und sagt: »Pflege ihn! Wenn du noch mehr brauchst, will ich es dir bezahlen, wenn ich zurückkomme.«

Erst hier endet das Gleichnis und eröffnet

* Überarbeiteter Vortrag, gehalten am 19. 12. 1985 an der Universität Dortmund.

eine Sichtweise, die das Bild vielleicht doch als eine »Urszene« heutiger beruflicher Sozialer Arbeit brauchbar macht. Meine These ist, daß weniger im Samariter als vielmehr in der Person des *Wirtes* bereits Merkmale eines modernen Sozialpädagogen enthalten sind. Denn *er*, der Wirt, wird von dem Samariter beauftragt, gegen Geld und Entlohnung den Hilfebedürftigen zu beherbergen, zu versorgen und wieder gesund zu pflegen. Und *er* hat eigens Räume für Gäste, *er* hat ihre Unterbringung und Bewirtung zu seinem Beruf gemacht und *er* lebt von der Versorgung und Pflege dieser vorübergehend bei ihm verweilenden Menschen. Wurde der barmherzige Samariter, der Helfer aus Mitleid, zum antiken Sinnbild christlicher Nächstenliebe, so mußten wir den Wirt in dieser Geschichte wohl zum ersten neutestamentlich überlieferten Helfer einer *bezahlten Nächstenliebe*, sozusagen zum Leitbild der modernen personenbezogenen sozialen Dienstleistungen ernennen.

Sozialarbeit – ein zweischneidiges Schwert?

Berufliche Soziale Arbeit, so wie sie sich uns heute darstellt, scheint somit nicht ohne weiteres auf spontane Nächstenliebe und Mitleid zurückführbar zu sein. Daraus erklärt sich zumindest nicht ihre Handlungsstruktur. Der Sachverhalt ist komplizierter. Ich will daher einen anderen Zugang wählen. Zunächst möchte ich in einem knappen Rückblick nach einer historischen Entwicklungslogik Sozialer Arbeit fragen. Das heißt, ich will in der Phase der Institutionalisierung Sozialer Arbeit Merkmale aufspüren, die richtungsweisend für Art, Inhalt und Form werden konnten. Ergänzt und rückgebunden werden sollen diese Dimensionen dann durch Überlegungen, wie sie durch eine soziologische Vorgehensweise erkennbar werden. Ich hoffe, daß hierdurch die Verstrikkungen sozialpädagogischen Handelns in die Gesellschaft der Moderne, ihre eigene, freilich ambivalente Modernität zu Tage tritt: Soziale Arbeit als eine »Speerspitze des Sozialstaates«, als ein zweischneidiges Schwert.

Zunächst werfe ich also einen »flüchtigen« Blick in die Anfangsphase der Verberuflichung Sozialer Arbeit, ins vorige Jahrhundert. Hintergrund und Illustrationsmaterial ist dabei der Strang der Armenfürsorge und Sozialarbeit, weil sich daran jene Zwiespältigkeiten besser verdeutlichen lassen, die hier im Mittelpunkt stehen sollen. Zu jener Zeit, also im letzten Jahrhundert, lag nicht nur ein einzelner ausgeraubter und hilfloser Mann auf der Straße, da herrschte bei einer ungeheuer großen Zahl von Menschen unfaßbare und unüberschaubare materielle und soziale Not: Arbeitslosigkeit – Hunger – Elend – Krankheit – fehlende Unterkünfte – hohe Kindersterblichkeit – Rechtslosigkeit und Trostlosigkeit, kurz: ein ständiger Kampf ums nackte Überleben, um die bloße Existenz. Henrietta Barnett, Mitbegründerin der Settlement-Bewegung, die bereits vor hundert Jahren in England die spätere Gemeinwesenarbeit praktizierte, erinnert sich in ihrer Biographie an erschütternde Szenen ihrer Arbeit in den Armenvierteln Londons. Zum ersten Mal wurde sie zu einer kranken Frau in einer Straße gerufen, einer Straße, die inzwischen längst abgerissen worden ist, wo die Häuser – drei Stockwerke hoch – kaum zwei Meter voneinander entfernt standen, die sanitären Einrichtungen als Löcher in den Kellern lagen und der ganze Ort eigentlich hätte geräumt werden müssen. »In dieser stinkenden Straße in einem winzigen, schmutzigen Kabuff mit zerbrochenen Fenstern, die mit Papier verklebt waren, lag die Frau, die nach mir geschickt hatte. Es gab kein Bettzeug, sie lag auf Sackleinen und war mit Lumpen zugedeckt. ›Ich kenne sie nicht‹ sagte ich, ›aber ich höre, daß sie mich sprechen wollen‹. ›Neien Madamm!‹ antwortete eine vom Bier aufgeschwemmte Frau neben dem Bett

und zeigte auf ein winziges, neugeborenes Baby. ›Wir kenn' Sie nicht. Aber hier is' d's Baby. Und die Mutter braucht Kleider und was 'ne Mutter sonst noch braucht. Und da ha'm wir eben rumgeschickt, nach der Kirche« (Müller 1982, S. 43).

Derartige Einzelschicksale, die stellvertretend für ganze Bevölkerungsgruppen stehen, lassen sich beliebig vermehren und sind vielfältig dokumentiert. Wir können uns das Ausmaß dieses Elends heute häufig nur noch schwer vorstellen, zu sehr haben wir die Städte und die Hochburgen ökonomischen Wohlstands von dieser Not gereinigt und zu sehr wurde dieses Elend, diese Inhumanität einer humanen Gesellschaft ausgegrenzt, verschoben an den Rand des Bewußtseins und an die Peripherien eines Biafra, Äthiopien, einer Sahel-Zone und wie sie alle heißen, die Stätten moderner Unmenschlichkeit und des traurigen Elends.

Aber in jener Epoche, in der die Soziale Arbeit, in der Helfen zum Beruf wurde, war dies anders: Es war eine Zeit der fundamentalen Umwälzung der ökonomischen, politischen und kulturellen Verhältnisse, eine Zeit der Entfesselung gesellschaftlicher Produktivkraft und der Entwurzelung und Pauperisierung ganzer Bevölkerungsteile, das Zeitalter der Industrialisierung, Kapitalisierung und Urbanisierung des gesellschaftlichen Lebens. Die Zeit also des sich durchsetzenden Kapitalismus, die Zeit der politischen Unruhen, der Klassenkämpfe, der Arbeiterbewegung und der Bismarckschen Politik zwischen Sozialistengesetzen und Sozialgesetzgebung (vgl. auch Eyferth 1984; Thiersch/Rauschenbach 1984). Hiervon betroffen waren zuallererst die unteren Volksklassen und das – wie es genannt wurde – Lumpenproletariat. Aber auch in den bürgerlichen Schichten kam – wenngleich in anderer Weise und aus völlig anderen Motiven – Unruhe auf: die Unruhe der *bürgerlichen Frauenbewegung*.

Sie, die Töchter aus gutem Hause waren es, die die Leere, Langeweile und häusliche Enge nicht mehr länger ertragen wollten, die die aufgezwungene Untätigkeit überwinden wollten, die aus der neu geschaffenen intimisierten Privatsphäre an die Öffentlichkeit drängten, die im organisierten Kampf um Arbeit mit dem Prinzip der »geistigen Mütterlichkeit« *die spezifischen* weiblichen Kräfte und Eigenschaften dem öffentlichen Leben zur Verfügung stellen wollten (vgl. hierzu auch Olk 1985, S. 156ff.). Das Engagement dieser Frauen – Helene Lange, Gertrud Bäumer, Henriette Schrader-Breymann, Alice Salomon waren nur einige davon – konzentrierte sich auf das Gebiet der Erziehung, der Wohlfahrt und Fürsorge. Als *Verberuflichung* sozialer Hilfstätigkeiten allerdings wurde es, wie Olk dies formuliert, zu einem »nicht intendierten Projekt« der bürgerlichen Frauenbewegung.

Es war also in dieser Zeit nicht mehr wie in der biblischen Geschichte der zufällig daliegende, in Not geratene *Einzelne*, der Hilfe bedurfte, und es war auch nicht der ohnehin beschäftigte *Mann* aus Samarien, der auf der Durchreise erste Hilfe leistete und dann den Wirt gegen Bezahlung mit der Pflege, Fürsorge und Hilfe beauftragte. Es waren vielmehr die *Frauen*, die herausdrängten und produktive Arbeit leisten wollten, Armut und Not erlebten und dies als eine Aufgabe und Herausforderung empfanden; die erschüttert, vielleicht zornig oder empört waren über die Unmenschlichkeit dieser Lebensumstände und die auf ein kaum überschaubares Ausmaß an Elend, materieller und sozialer Not als *Massen*phänomen trafen. Die bürgerliche Frauenbewegung war es, »die gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer drängender den ›gefährlichen Dilettantismus‹ in der sozialen Arbeit kritisierte und die Forderung nach einer fachlichen Ausbildung erhob; eine Forderung, die kritisch gegen die Wohltätigkeit jener Damen gerichtet war, ›die durch das parfümierte Taschentuch den Armeleutegeruch fernhalten‹ wollten« (Goeschel/Sachße 1982, S. 423).

Mitleid, Mildtätigkeit und Dilettantismus sowie eine Haltung, die glaubt, daß der Reiche dem Armen helfen, der Starke zum Schwachen gehen und ihn trösten müsse, wurden vehement kritisiert. Entgegengehalten wurde die Idee einer Gesellschaft, in der »Kooperation die Rolle von Mildtätigkeit übernimmt – und Gerechtigkeit die Rolle der Nächstenliebe« (Müller 1982, S. 55). Diese Postulate der *Kooperation* und *Gerechtigkeit* wurden dann auch zu grundlegenden Elementen Sozialer Arbeit. Hinzu kam aber noch ein weiteres, das *pädagogische* Element, das wenigstens seit der Pädagogik eines J. Pestalozzi auf seine Verbreitung wartete. Durch Erziehung und Bildung soll der Mensch zu dem werden, was in ihm angelegt ist, eine allseits entfaltete Persönlichkeit, oder wie es heißt, ein an Kopf, Herz und Hand gebildeter Mensch, der in der Entfaltung seiner Möglichkeiten, Subjekt seines Lebens, Werk seiner selbst wird.

Diese Idee, daß der Mensch erziehbar und bildsam ist, daß er sich aus selbst – (genauer müßte es wohl heißen: gattungsgeschichtlich) verschuldeter Unmündigkeit befreien kann, daß er durch Veränderung der Umstände auch sich selbst verändern kann, findet sich später auch bei Alice Salomon. Ihr zufolge besteht die zentrale Aufgabe darin, »die einzelnen Individuen so zu beeinflussen, daß sie ihren Lebensumständen gerecht werden; oder aber die Lebensumstände, die Umgebung so zu gestalten, daß die Individuen geeigneter für die Erfüllung ihrer Lebenszwecke werden; daß sie die ihnen gegebenen Kräfte entwickeln und ihre Möglichkeiten erfüllen können« (Salomon; zit. n. Olk 1985, S. 196).

Allerdings glaubt sie dies im Bereich sozialen Elends nur mit *qualifizierter* Fürsorge und Sozialer Arbeit zu erreichen. Aus diesem Grund setzt sie sich für eine fachliche Ausbildung, für eine Professionalisierung sozialer Hilfstätigkeit ein. Denn: »Erst langsam gewinnt die Erkenntnis an Boden, daß es sich in einer großen Zahl von Fällen, mit denen der Wohlfahrtspfleger zu tun hat, darum handelt, die *Haltung* eines Menschen, seine *Einstellung* zu ändern« (Salomon 1927, S. 62, Hervorh. Th. R.). Hier wird etwas formuliert, was die Doppelbödigkeit und die Dialektik der Aufklärung, was die Ambivalenz im Prozeß der Zivilisation zutage fördert: Die *Freisetzung* und Entdeckung des Subjekthaften im Menschen, seiner »inneren Natur«, der »Psyche«, und der gleichzeitig möglich werdende *Zugriff* auf dieses Innenleben. Individualität und Subjektivität als Symbole für diese Dimensionen hatte die Neuzeit und die Moderne hervorgebracht: »Es ist der Begriff des Subjekts, der den in der Moderne gegebenen Zwiespalt zwischen Individualisierung und Disziplinierung ... einer neuen Interpretation zugänglich macht« (Winkler 1985, S. 203).

Sozialarbeit – Institutionalisierung eines Zwiespalts?

Indem aber der Blick frei wird auf das Subjekt, werden auch neue Möglichkeiten einer »Steuerung« des Menschen erkennbar: Neben die Außensteuerung (also durch äußeren Zwang) tritt die Innensteuerung, neben die Fremd- die Selbststeuerung. Vorbei war die Zeit, in der die Menschen neues Verhalten ausschließlich von *außen* aufgezwungen bekommen mußten, in der die Vermittlung neuen Verhaltens dem aneignenden Menschen sozusagen keine Chance eigener Gestaltung ließ. Vorbei scheint die Zeit einer »Erziehungsphilosophie«, wie sie noch in der Zucht- und Besserungsanstalt zu Amsterdam zum Tragen kam. Dort »hat man ein sehr zweckmäßiges Mittel, um die Faulen, welche sich auf keine Weise zur Tätigkeit wollen bringen lassen, fleißig zu machen. Es ist eine verschlossene wasserdichte Zelle, gleich einem Brunnen, in welche unaufhörlich soviel Wasser hineinfließt, als ein tätiger Mensch auspumpen kann.

Hierher wird der Faule gebracht, es wird ihm der Pumpenschwengel in die Hand gegeben und der Hahn der Röhre, durch welche das Wasser fließt, aufgezogen. Jetzt heißt es: – Pumpe oder ertrinke! – Die Liebe zum Leben tut Wunder, und man hat noch nicht gehört, daß die Faulheit die Lebenslust überwunden hat« (Sass 1846; zit. n. Wahrheit 1985, S. 197ff.).

Derartige Methoden schienen überholt. Die neuen Zeiten brauchten neue Menschen. Der Mensch, nun in doppelter Weise auf sich selbst zurückgeworfen – als Lohnarbeiter *und* als Subjekt –, konnte mit seinem Denken, Handeln und Fühlen, seiner Bildung und seiner Moral nicht mehr der alte bleiben. Zu sehr hatten sich die Verhältnisse, die Anforderungen an das moderne Subjekt, an den auf sich allein gestellten Lohnarbeiter verändert. In der Erschaffung dieses »neuen Menschen« aber hatten die Pioniere der Sozialarbeit eine Herausforderung ihrer Zeit erkannt und aufgegriffen. Eine Modernisierungsaufgabe, die ihnen im gesellschaftlich-politischen Kräftespiel dieser Zeit aus zwei Gründen die Chance eröffnete, wenigstens rudimentär anerkannt zu werden: Wirkungen zu erzielen bei Menschen, denen mit Mitleid, milden Gaben (also Geld), mit rechtlichen Verordnungen oder nacktem äußeren Zwang allein nicht beizukommen war, die aber in die »neue Welt« – die nicht mehr länger nur Idee, sondern auch materiale Wirklichkeit geworden war – integriert werden mußten. Diese Aufgabe hatte Alice Salomon mit ›beeinflussen‹ umschrieben, als ›Pädagogisierung‹ könnte man es mit Münchmeier (1981) programmatisch bezeichnen.

Damit einher ging ein zweiter Aspekt, der der Sozialarbeit ihre politische Überlebenschance gab: Ihre Perspektive, soziale Probleme *in* den gegebenen Verhältnissen und nicht gegen sie anzugehen. Dies eröffnete die *Möglichkeit*, sie als Ersatzleistung für politische Veränderungen zu »mißbrauchen«. Ihr Horizont einer sozialen Reform statt der politischen Revolution verharrte in der Hoffnung auf eine unblutige, Privilegien nicht tangierende Versöhnung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen. Allerdings war dieses für die damalige Zeit moderne »Instrument« zur Neugestaltung des Menschen in seinen Verhältnissen, zu seiner Anpassung und seiner sozialen Integration noch nicht so entfaltet und so überschaubar in seinen tatsächlichen Wirkungen, daß es ungebrochen und politisch problemlos implementiert werden konnte.

Gerechtigkeit, so hatten wir gesagt, war deshalb ein willkommenes politisch loyales Fundament dieses neuen Denkens, ein Prinzip, das auch der neuen, staatlich-administrativen Steuerung entsprach. Indem der Staat an Bedeutung gewinnt und Institutionalisierung und Bürokratisierung dabei zu modernen Elementen der Bearbeitung (ebenso wie der balancierenden Nichtbearbeitung) gesellschaftlicher Probleme werden, wirkt Soziale Arbeit mit dem Anspruch einer effizienten, kontrollierbaren, rationalen und verrechtlichten Verteilung von Lebenschancen durchaus attraktiv. Denn zu dieser Zeit gibt es »kommunale Armenhäuser, die Armut nicht korrigieren, sondern erst recht eigentlich herstellen. Besserungsanstalten, die nicht resozialisieren, sondern kriminalisieren. Erziehungsheime bereiten nicht auf das Leben vor, sondern auf lebenslange Totalversorgung. Milde Gaben werden in homöopathischen Dosen verabreicht« (Müller 1982, S. 115).

Aus dieser Misere Abhilfe zu schaffen, versprach nun die neue, fachlich angeleitete Fürsorge. So konnte es auch nur förderlich sein, wenn beispielsweise Mary Richmond in den USA und Alice Salomon im Berlin der Jahrhundertwende, den Dilettantismus der Mildtätigkeit und die (auch ökonomische) Ineffizienz der Armen- und Arbeitshäuser anprangerten. Wenn sie stellenweise mit einer – heute würden wir wohl sagen – polizeiähnlichen Logistik Methoden der Ermittlung und Nachforschung entfalteten, die Effizienz,

Rationalität und »gerechte« Verteilung *zwischen* den Armen, nicht aber zwischen Armen *und* Reichen versprachen. Eine Gesellschaftsordnung zwischen ›oben‹ und ›unten‹ sollte damit nicht angetastet werden. Es ging vielmehr darum, die nur scheinbar Verwundeten, die am Rande *des Weges liegenden Simulanten* herauszufiltern. Oder wie Müller dies formuliert: Wegbereitend für die Soziale Arbeit war nicht die Verberuflichung einer bis dahin spontanen mitmenschlichen Hilfstätigkeit, sondern »ihr Gegenteil: die Funktion der Trennung zwischen ›guten‹ und ›schlechten‹ der Hilfe Bedürftigen, die Substitution spontaner Barmherzigkeit durch die professionelle Entscheidung, wer im Interesse der Herstellung der Persönlichkeitsstruktur des (damals) modernen Lohnarbeiters Hilfe erhält und wem sie verweigert werden muß« (Müller 1962, S. 32).

Damit aber war ein Knoten in die Soziale Arbeit und ihre Handlungsstruktur eingewoben, der entscheidend für die ganze spätere Entwicklung bleiben sollte. Es war sozusagen die Institutionalisierung eines Zwiespaltes, die Verfestigung einer doppelten Struktur im materialen Kern sozialpädagogischen Handelns: Hilfe *und* Kontrolle, Wohlwollen *und* Mißtrauen, Verständigung *und* Beeinflussung.

Festhalten können wir also – und nichts anderes sollte die historische Selbstvergewisserung *zuallererst verdeutlichen* –, daß dieser Widerspruch der Sozialen Arbeit inhärent ist, ja sogar ein notwendig konstitutives Moment, das heißt, Bedingung der Möglichkeit für ihre Entstehung war: Ohne dieses Schillern, ohne diese Mehrdeutigkeit, ohne diesen Preis ihrer Unkenntlichkeit wäre Soziale Arbeit wohl als pädagogische Arbeit historisch auch nicht denkbar und politisch nicht durchsetzbar gewesen. Sozialarbeit, ein historischer Kompromiß? Vielleicht. Soziale Arbeit als eine bedauernswerte, moralisch verwerfliche Entpolitisierung, das heißt eine individualisierende Umdefinition gesellschaftlich – ökonomisch – politisch verursachter Problemlagen, wie dies Münchmeiers Analyse *nahezulegen scheint?* Da wäre ich schon vorsichtiger.

Was Eduard Heimann Mitte der 20er Jahre am Beispiel der Sozialpolitik für das Eindringen, wie er es nennt, »neuer ideengeladener Kräfte und kraftgeladener Ideen in eine bestehende Sozialordnung« beschreibt (Heimann 1980, S. 170), scheint auf das gesellschaftspolitische Vermögen der Sozialen Arbeit übertragbar zu sein: »Sozialpolitik ist der institutionelle Niederschlag der sozialen Idee im Kapitalismus und gegen den Kapitalismus, der Idee also von einer sozialen Freiheitsordnung, welche die arbeitenden Menschen umfassen und tragen soll ... Der Kapitalismus muß diese ihm wesenswidrige Verwirklichung zulassen, er muß sich also Sozialpolitik aufzwingen lassen, weil er auf die Menschen der sozialen Bewegung angewiesen ist« (ebd., S. 290f.).

Sozialarbeit – was bewirkt sie, wann und warum?

Ist diese Figur und dieser Mechanismus einer inneren Aushöhlung der unmenschlichen und anti-sozialen Folgekosten einer kapitalistischen Entwicklung durch das Gegengewicht und die, negative Wirkungen abfedernde Potenz der Sozialpolitik und Sozialen Arbeit in sich plausibel und gesellschaftspolitisch wirkungsvoll? Angesichts der weltweiten lebensbedrohenden Entwicklungen – atomares Vernichtungspotential, Hunger und Zerstörung der ökologischen Ressourcen – ist Skepsis in dieser Hinsicht sicher zu Recht angebracht. Gesetzt den Fall aber, diese Logik stimmt, dann freilich wäre die Idee des Fortschritts in und mit der Sozialen Arbeit gerettet und die Tradition als immer schon letztlich progressive rekonstruiert, dann könnten wir uns – mit historischer Plausibilität – zufriedenstellend zurücklehnen und Soziale Arbeit als einen Wegbereiter zum besseren und gerechteren Leben betrach-

ten. Doch gar zu schnell werden in diese Richtung jubelnd die Fahnen geschwungen: »Hilfe zur Selbsthilfe«; «Emanzipation«; »kritisch aufgeklärtes Handeln«; »im Interesse der Klienten«; »Anwalt der Betroffenen« – so die eingängigen Worte, die etikettenhaft am Horizont zum Tor des besseren Lebens prangen; das Soziale Arbeit so gerne mitgestalten würde. Jedoch:

– *Damit Sozialarbeiter nicht zu* »Rittern von trauriger Gestalt«, zu einer imaginären Wirklichkeit, zu einem schrulligen Don Quichotte des 20. Jahrhunderts werden und damit Soziale Arbeit *auch nicht* zu einem großangelegten Raubritt, zu einem »Raub der Utopie« wird, wie dies jüngst formuliert wurde (Treptow 1985);

– damit Sozialpädagogik *nicht* in falschem Maulheldentum einen gelingenden Alltag anzustreben vorgibt, faktisch aber in der Marginalität und den kleinbürgerlichen Sinnprovinzen eines »pseudokonkreten Alltags« versandet, wie Thiersch (1986) dieses Dilemma beschreibt;

– damit die formulierten Hoffnungen nicht bloße Illusionen bleiben, die wie Seifenblasen zerplatzen, aber auch nicht zu blanker Ideologie verkommen, die nur verhindert; bessere und wirkungsvollere Wege im Blick auf eine humanere Gesellschaft zu beschreiten;

– damit also Soziale Arbeit überhaupt dazu beitragen kann, die soziale Idee der Verbesserung menschlichen Lebens mit und gegen den Kapitalismus, mit und gegen die gegebenen Verhältnisse auch politische Wirklichkeit werden zu lassen:

Aus all diesen Überlegungen heraus muß sich Soziale Arbeit angesichts der ihr innewohnenden Widersprüche schonungslos selbst befragen, *was* sie macht, *warum* sie das macht, *wie sie es macht und was sie* bewirkt.

Sozialarbeit – Geben, Nehmen und Verteilen?

Sozialarbeit war seit ihren Anfängen ein »Geben, Nehmen und Verteilen«, so Dießenbacher (1984): Und was wurde verteilt? Knapp und präzise ergänzt er: *Geld und gute Worte*. So zugespitzt er dies auch formuliert: Im Prinzip hat er recht. Zumindest was die Phase ihrer Anfänge als Fürsorge anbelangt.

Im Zuge der sozialstaatlichen Stabilisierung hat sich die soziale Idee, die in ihrer »Frühzeit« noch eine Gemengelage von materieller, bildungsmäßig-erzieherischer und moralisch-praktischer Hilfe war, weiterentwickelt. Sie hat sich, vereinfacht formuliert, auf staatlich-offizieller Seite zweigeteilt: *Sozialpolitik* auf der einen, *Soziale Arbeit* auf der anderen Seite.

Während *Sozialpolitik* auf der Basis rechtlicher Regelungen Geld und Sachleistungen sicherstellt, verfügt *Soziale Arbeit* in ihrem Kern über diese Ressourcen nicht oder nicht mehr. Sie ist allenfalls noch *mittelbar* und am Rande mit Fragen wirtschaftlicher Hilfe konfrontiert, insbesondere in den Segmenten bürokratisch strukturierter Organisationen, wo Verwaltungsbeamte anstehende Aufgaben in ähnlicher Weise erfüllen. Jenes Gerechtigkeitsproblem also, das Mary Richmond und Alice Salomon noch hatten – nur den zu Recht Hilfebedürftigen materiell zu helfen –, hat sich zwar keineswegs erledigt, ist aber doch als Element sozialpädagogischen Handelns in den Hintergrund getreten. Längst sind viele Ansprüche auf Bedürftigkeit und Gerechtigkeit in Buchstaben des Gesetzes codiert, werden Lohnkämpfe in ritualisierten Tarifverhandlungen und ordentliche Verträge kanalisiert, sind Entscheidungen über materielle Leistungen in Konditionalprogramme überführt: Wer vorab festgelegte Kriterien erfüllt (z. B. die Mindesteinzahlungszeit bei der Rente), hat Anspruch auf einen entsprechenden Betrag – und zwar unabhängig davon, was er damit macht und *was* dieses Geld bewirkt (vgl. Müller/Otto 1980, S. 12.

Folglich haben sich »sociale Politik« und Soziale Arbeit, bei Wichern etwa mit Geld

und guten Worten oder in der privaten Wohltätigkeit oft noch undeutlich vermengt, entkoppelt, hat sich also die Sozialpolitik als ein Pol der sozialen Idee im Kapitalismus inzwischen ausdifferenziert und im politischen System eine Eigengesetzlichkeit entwickelt.

Sozialarbeit – Anpassung und soziale Integration?

Wenn aber damit Aufgaben der materiellen Existenzsicherung nicht (mehr) zum Kern Sozialer Arbeit gerechnet werden können und in dieser Hinsicht durch die Einführung von Versicherungssystem und sozialem Sicherungsnetz auch die ermittelnde Tätigkeit einer Trennung von zu Recht und zu Unrecht der Hilfe Bedürftigen immer mehr abnimmt, dann stellen sich für die Soziale Arbeit zwei Fragen:

1. Hätte sie durch diese Entwicklung nicht historisch die Chance gehabt, den ungeliebten Anteil eines repressiven, kontrollierenden und mißtrauenden Handelns endgültig abzustreifen, um nur noch Hilfe zu sein?
2. Wenn die fachlich geschulte und effiziente Ermittlung materieller Hilfebedürftigkeit wegfällt, was bleibt dann als gehaltvoller und beschreibbarer Inhalt für die Soziale Arbeit?

Ich will mit der zweiten Frage beginnen. Was ist die Aufgabe heutiger Sozialer Arbeit? Zunächst stoßen wir hier auf ein scheinbar paradoxes, empirisches Phänomen: Trotz eines gewissen Funktionsverlustes (Wegfall des Verteilens von Geld) gab es noch *nie* so viele Beschäftigte im Feld der Sozialen Arbeit und der sozialen Berufe wie heute, Mitte der 80er Jahre. Dabei ist es sogar so, daß in der Nachkriegsgeschichte der BRD in *keinem* Bereich die Zahl der registrierten Beschäftigten so zugenommen hat wie im sozialpädagogischen Berufsfeld (vgl. Rauschenbach 1986).

Unterstellt, dieses statistische Ergebnis stimmt mit der Wirklichkeit überein, so läßt dies zwei Schlüsse zu: Entweder wurden in dieser Zeit massenhaft Aufgaben, die bis dahin vorinstitutionell, in der Familie, im Gemeinwesen und in der Nachbarschaft, in jedem Fall aber im vorberuflichen Raum erbracht wurden, entprivatisiert und in *öffentliche, beruflich zu regelnde Aufgaben* überführt (vgl. Badura/Gross 1976). Oder aber die Soziale Arbeit hat stärker an Profil gewonnen und damit einen Funktions*zuwachs* zu verzeichnen, sei es, weil sie sich selbst fachlich verbessert, also professionalisiert hat, sei es, weil sich soziale Probleme vermehrt und verschoben haben oder sei es, weil die gesellschaftliche Sensibilität für psycho-soziale Lebensumstände zugenommen hat und Soziale Arbeit als hierfür zuständig angesehen wird.

Was aber ist dann der Gegenstand, der Objektbereich und der Inhalt dieses sozialpädagogischen Handelns? »Gute Worte« müßte man mit Dießenbacher (1984) antworten; »Gewährleistung durchschnittlich erwartbarer Identitätsstrukturen« könnte man mit Olk (1985, S. 13ff.) ergänzen; »Herstellung und Sicherung der Lohnarbeiterexistenz« haben die Jahrbuchautoren formuliert (Barabas u. a. 1975, S. 379ff.); »soziale Integration und Linderung von Not« hätte Mollenhauer noch 1959 festgestellt; »Bildung statt milder Gaben« hatte seinerzeit die Settlement-Bewegung verkündet.

Zunächst könnte man hierauf antworten: Richtig, von allem etwas – sind doch derartige Momente auch in den historisch geronnenen Ideen pädagogischer und Sozialer Arbeit aufgehoben:

– Pestalozzi bereits versuchte etwa in seiner Erziehungsanstalt in Stans »Volksbildung« im unmittelbaren Wortsinne zu realisieren. Wer rechnen konnte, wurde nicht betrogen, und wer lesen konnte, war nicht so sehr auf die Hilfe anderer angewiesen. Lernen und *Bildung* waren schon hier wichtige Merkmale sozialpädagogischer Arbeit (vgl. Pestalozzi 1971).

– Wichern wiederum beispielsweise hatte von Anbeginn an mit selbstsicherer Leidenschaft dafür gerungen, dem moralisch haltlosen Menschen im Zuge seiner Rechristianisierung – neben Kleidung, Nahrung und Obdach – ein neues, freilich traditionelles Wertgefüge zu geben. *Moral* und soziale Einbindung in feste Wertstrukturen waren für ihn ein tragendes Element seiner Arbeit (vgl. Sachße/Tennstedt 1981, S. 207ff.).

– Herman Nohl schließlich macht die Erziehungswirklichkeit zum Ausgangspunkt, d. h., er geht nicht aus von den Schwierigkeiten, die das Kind macht, sondern von denen, die das Kind hat. In der Tradition Schleiermachers soll dabei Erziehung so gestaltet werden, daß die nachwachsende Generation in das eintreten kann, was sie vorfindet, aber auch »tüchtig (wird), in die sich darbietenden Verbesserungen mit Kraft einzutreten« (vgl. Thiersch/Rauschenbach 1984, S. 995). *Erziehung* und Sozialisation werden insofern wichtig, werden zu einem wesentlichen Moment der hermeneutisch-pragmatischen Tradition der Sozialpädagogik.

Bildung, Moral und Erziehung – dies könnten aus dieser Sicht Aufgaben Sozialer Arbeit sein. Die Zufälligkeit dieser Bestimmung läßt sich aber nur dann reduzieren, wenn sich diesbezügliche Erfordernisse in einen allgemeinen Produktions- und Reproduktionszusammenhang der Gesellschaft stellen lassen und damit die gesellschaftliche Bedeutung einer Bewältigung dieser Aufgaben erkennbar wird. Dabei lasse ich mich von der Idee leiten, daß abgekürzt geredet *Arbeit* und *Erziehung* die beiden großen Menschheitsaufgaben, sozusagen das a priori menschlicher Existenz und Geschichte schlechthin sind: Sicherstellung des materiell-physischen Überlebens der Gattung und die Gewährleistung ihres Fortbestehens durch das Heranwachsen der nächsten Generation. Um *beides* sicherzustellen, müssen neben der *Produktion von Sachgütern* – Nahrung, Kleidung und Unterkunft im weitesten Sinne – auch genauso grundlegend *lebens- und handlungsfähige Subjekte* (für die heutige Zeit also auch lohnarbeitsfähige!) hergestellt werden.

Letzteres aber heißt, daß – erstens – stabile Persönlichkeiten durchschnittlich erwartbar sein müssen (Erziehung und Identitätsbildung ist hier die Aufgabe). Diese müssen – zweitens – so weit über basale Kulturtechniken verfügen, also über die Grundfertigkeiten und das Grundwissen ihrer Zeit, daß sie überhaupt in den gegebenen Verhältnissen lebensfähig sind (Bildung und Aneignung des kulturellen Erbes sind daher notwendig). Und schließlich müssen sie – drittens – soweit in gegebene Wertstrukturen und Lebensverhältnisse eingebunden sein, daß sie an der Aufrechterhaltung und am Fortbestand dieser Lebensverhältnisse Interesse finden und teilhaben. Sozialisation, kulturelle Reproduktion und soziale Integration nennt Habermas (1981b) diese drei fundamentalen Aufgaben, die – neben der materiellen Reproduktion – die *symbolische* Reproduktion menschlichen Lebens und die Lebensfähigkeit der Subjekte sicherstellen müssen (vgl. Rauschenbach/Treptow 1984).

Auf dem Hintergrund dieser Interpretation gesellschaftlicher Wirklichkeit können wir – so meine These – den Objektbereich und den Inhalt Sozialer Arbeit präziser fassen und zuordnen. Abgekürzt und abstrakt formuliert, läßt sich Soziale Arbeit von hier aus als ein gesellschaftlich erzeugtes, an die Gesellschaft der Moderne gekoppeltes, sekundäres System von sozialen Dienstleistungen verstehen, das subsidiär an der Vermeidung von größtenteils andernorts verursachten Defiziten in den Bereichen von Moral, Bildung und Erziehung mitarbeitet. Mit anderen Worten: Soziale Arbeit ist ein zwar über Recht und Geld, also über Gesetze und Entlohnung konstituiertes gesellschaftliches Instrument, das jedoch mit Mitteln der Interak-

tion nachrangig Defizite von Moral, Bildung und Erziehung bearbeitet.
»Nachrangig bearbeiten« meint dabei, daß beispielsweise die Schule und andere Bildungseinrichtungen im Prozeß der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung *vorrangig* für Aufgaben der Bildung und des Lernens, also der Vermittlung und Aneignung des kulturellen Erbes zuständig sind. Oder, daß etwa die bürgerliche Familie *vorrangig* für Aufgaben der Erziehung und der Persönlichkeitsentwicklung verantwortlich ist. Insofern läßt sich die These noch in der Weise zuspitzen, daß gerade der Bereich der *sozialen Integration* (also der Ein- und Ausgrenzung!) immer mehr zum Kern Sozialer Arbeit geworden ist bzw. wird. Aufgaben also der Ein- und Rückbindung in gegebene Wert- und Moralstrukturen oder wenigstens der »sekundären Institutionalisierung« (Schefold 1972, S. 159), subkultureller Moralsysteme, die den gesellschaftlich dominanten Wertstrukturen entgegenstehen, machen Soziale Arbeit erforderlich: Verhaltensauffälligkeiten, Motivationsprobleme, Jugendkriminalität, Langeweile im Jugendhaus, Arbeit mit Pennern, Suchtkranken und Trebegängern, Lebens- und Sinnprobleme in Beratungsstellen, Folgeprobleme schulischen Versagens, Straßensozialarbeit mit Banden und Fan-Clubs, Folgeprobleme jugendlicher Arbeitslosigkeit oder sogenannte Anpassungsprobleme von ausländischen Bevölkerungsgruppen – immer geht es hierbei auch um Probleme der Anpassung, der Einbindung oder Ausgrenzung, der Herstellung, Wiederherstellung oder der Verlängerung von Wert- und Moralstrukturen.

Sozialarbeit – ein professionelles und pädagogisches Handeln

Damit haben wir eine mögliche Antwort auf unsere erste Frage, *was* Soziale Arbeit heute sein könnte. *Wie* sie arbeitet – unsere zweite Frage –, welche Handlungsmöglichkeiten ihr durch ihre Geschichte, ihren Inhalt und ihre gesellschaftliche Funktion dabei als strukturierender Rahmen vorgegeben sind, soll uns abschließend beschäftigen.
Dabei gehe ich davon aus, daß (1) dieser Interaktionsbeziehung ein doppelter Widerspruch zugrunde liegt, dem sich Soziale Arbeit ständig zu entziehen sucht, es aber nicht kann und daß (2) diese »Befangenheit« bislang zu wenig ins Blickfeld wissenschaftlicher Reflexion gerückt wurde.
(1) Soziale Arbeit ist eine berufliche und bezahlte Tätigkeit. Sie ist eine Arbeit auf Zeit, mit Dienstzeiten, mit vorheriger Ausbildung, mit Rechten und Pflichten, mit zugemuteten und vorenthaltenen Aufgaben. Sie ist häufig eine Tätigkeit in übergeordneten Institutionen, in Sozialkonzernen und vernetzten bürokratischen Organisationen. Sie basiert auf rechtlichen Verordnungen, ist weder privat noch freiwillig, sondern in aller Regel öffentlich als sozialstaatliche Indienstnahme organisiert.
Insofern scheint es sinnvoll, Soziale Arbeit in den Bereich, vielleicht sogar ins Zentrum personenbezogener sozialer Dienstleistungen einzureihen (vgl. Gross 1983). Das entscheidende Merkmal für unseren Zusammenhang ist dabei, daß der Klient zum *aktiven* Mitproduzenten in der Sozialen Arbeit wird: ohne ihn, ohne seine sachbezogene Kooperation geht so gut wie nichts.
In dieser beruflich-sozialen Dienstleistungsarbeit ist der Sozialarbeiter also herausgefordert, etwas herzustellen, zu bewegen und zu beeinflussen, etwas zu *verändern*. Für diese Tätigkeit aber wird der Sozialarbeiter – und das ist das erste Dilemma – bezahlt. Er wird nicht als Mensch aktiv, als Privatmann oder als Freund, nein: Er arbeitet als *bezahlter Helfer*. Nächstenliebe wird hiermit zum Tauschwert, käuflich, wird eben bezahlte Nächstenliebe. Münchmeier bringt dies auf den Punkt: »Sozialer Arbeit eignet

wesenhaft der Zwang, den Berufscharakter auf der Handlungsebene immer wieder ›einzuschmelzen‹ und in eine möglichst persönliche Beziehung umzuformen. Soziale Arbeit ... lebt davon, den beruflichen Charakter in der Arbeit von Mensch zu Mensch vergessen zu machen« (1981, S. 157). Oder wie Aloys Fischer diesen Widerspruch bereits in den 20er Jahren für die bezahlte berufliche Tätigkeit in Institutionen formuliert hat: »Beamtentum hat einen unpersönlichen Charakter, soziale Hilfe beruht auf persönlichem Vertrauen« (Fischer 1925, S. 320).

Sozialarbeit soll als Beruf, als Rollenhandeln also eine Beziehungsform hervorbringen, die dem beruflichen Handeln »wesenhaft« fremd ist: Handeln auf *Vertrauensbasis*. Dies muß entweder scheitern – oder aber es setzt Professionalität voraus. Denn: »Die unter diesen Bedingungen ... ablaufenden Interaktionen ... werden in weiten Bereichen zu einem ›Normalitätsschauspiel‹, ... in dem die Handelnden wechselseitig nach ›Alarmzeichen‹ Ausschau halten, nach Anzeichen dafür, daß der andere ihnen *mißtraut*, während das *eigene Mißtrauen verborgen* wird« (Gildemeister 1983, S. 113; Hervorheb. Th. R.). In dieser Hinsicht müssen professionelle Sozialarbeiter auch »Normalitätsschauspieler« und Illusionskünstler sein, die sich verwandeln und die vielleicht schwerste Rolle, die Rolle »Mensch« spielen können.

(2) Es ist jedoch nicht nur diese Spannung, dieser professionsgeschuldete Widerspruch zwischen (herzustellendem) persönlichem Vertrauen und (vorgegebener) unpersönlicher, rollenhafter Beziehungsstruktur, die sozialpädagogisches Handeln in spezifischer Weise strukturiert: »Liebenswürdiger Schein« nennt dies Ottomeyer (1976), Handeln im »Geiste der doppelten Heuchelei« bezeichnet es Dießenbacher (1984). Eine zweite Ebene, ein *pädagogischer* Widerspruch kommt noch hinzu.

Alice Salomon z. B. hatte als ein Moment fachlicher Sozialer Arbeit die *Beeinflussung des Verhaltens und der Einstellungen* des Klienten im Blickfeld; *Veränderung* individueller Lebensumstände und Lebensbedingungen ist das, was nach Gildemeister (1983, S. 64) den professionellen Handlungsauftrag Sozialer Arbeit kennzeichnet. Wenn aber Sozialarbeit Veränderungen sowohl im Denken, Handeln und Fühlen als auch in der Moral bewirken soll, *ohne* hierfür äußeren, erkennbaren Zwang anwenden zu können, und wenn dieser Prozeß der Problembearbeitung gleichzeitig unter dem Vorbehalt einer fehlenden Einsicht in die eigene Hilfs- und Veränderungsbedürftigkeit auf der Seite des Klienten in Gang gesetzt werden soll, dann allerdings muß sie ihre Absicht *verdeckt* halten. Sie muß, um dies mit Habermas (1981a) zu formulieren, bis zu einem gewissen Punkt *verdeckt strategisch handeln* (vgl. Gängler/Rauschenbach 1986). Und das heißt nichts anderes als daß Sozialpädagogen letzten Endes weder einfach offen, ehrlich, authentisch und – vor allen Dingen – absichtslos in einem strengen Sinne handeln können, denn sonst würden sie ihr Ziel nicht erreichen. Aber sie können auch nicht offen strategisch handeln, also dem Klienten zu verstehen geben, daß sie nichts anderes von ihm wollen als das Bewirken einer Änderung an und in ihm, weil seine aktive Beteiligung zum Erreichen dieses Zieles eine Voraussetzung ist. Und schließlich stoßen auch die Medien *Geld* und *Recht* als Alternativen hierzu ebenso auf offenkundige Grenzen: mit Geld und Gesetzen allein läßt sich z. B. keine Suchtproblematik überwinden. Somit wird also der Mechanismus der *Interaktion* zur entscheidenden Basis.

Sozialpädagogisches Handeln kann folglich in seiner Struktur als *professionelles* und *pädagogisches* Handeln – erstens – nicht vornehmlich auf kommunikativem Handeln, also auf der freien Verständigung nicht-bedürftiger Subjekte beruhen. Dies ist das große Mißverständnis und die

Illusion vieler pädagogischer Konzepte. Denn in diesem Fall müßte das Handeln zweckfrei, absichtslos und persönlich sein. Dies ist aber nicht die empirische Ausgangssituation Sozialer Arbeit.

Professionelles sozialpädagogisches Handeln kann aber – zweitens – auch nicht offen strategisch, also rein erfolgsorientiert sein, wie dies bisweilen diskutiert wird. Das Ziel »ich will, daß du so und so wirst«, wäre dann genausowenig zu erreichen wie mit den Mitteln des äußeren Zwanges, des Geldes, der gesetzlichen Regelung oder der pädagogischen Züchtigung. Gerade *weil* diese Mittel bei diesen Aufgaben versagen, ist doch Sozialarbeit erst in Aktion getreten.

Deshalb muß der Sozialarbeiter in seinem Handeln – drittens – zumindest zunächst und im Regelfall auf ein *bewußt verdeckt strategisches Handlungsmuster* zurückgreifen, muß also so geschickt und so gekonnt handeln, daß es für den Klient nebensächlich wird, daß dies eine bezahlte und berufliche, vielleicht noch nicht einmal freiwillige Beziehung ist. Das wäre dann wirklich professionelles Handeln.

Je mehr es gelingt, die unpersönlichen und Mißtrauen erweckenden Konstitutionsbedingungen sozialpädagogischer Handlungssituationen nach und nach »vergessen zu machen«, wie dies Münchmeier genannt hat, je mehr es gelingt, sie in eine durch Vertrauen stabilisierte und gekennzeichnete Situation zu überführen, um so eher wird auch das taktische, ebenfalls verdeckt strategische Handeln bei den Klienten und das damit verknüpfte Beharrungsvermögen im Hinblick auf eine Veränderung ihrer Lebensumstände abnehmen. Sicherlich: Der Sozialarbeit fällt es schwer, sich in so einer professionellen Rolle, in diesem »Normalitätsschauspiel« zu bewegen und sich selbst darin als Illusionskünstler« zu akzeptieren. Aber diese Professionalität wird von ihr erwartet.

Freilich könnten dann Kritiker immer noch und erst recht zynisch einwenden, daß es der Sozialen Arbeit endlich gelungen sei, die Beherrschung des Menschen durch den Menschen mit anderen, subtileren Mitteln, eben als ›sanfte Kontrolleure‹ fortzusetzen und zu perfektionieren. Daß dem so sein *könnte*, liegt in der Logik Sozialer Arbeit, wie wir sie in ihren Widersprüchen skizziert haben. Daß dem aber nicht so sein *muß*, liegt in der Logik ihres Mediums Interaktion. Es begegnen sich hierbei immer noch Menschen, die nicht ohne weiteres steuerbar sind und deren Beziehungsverhalten auch nicht eindeutig vorhergesagt werden kann. Erfolgreiche Sozialarbeit funktioniert eben nicht wie ein Automat, dem man gegen Geld, auch nicht gegen viel Geld seine Seele verkaufen kann.

So bleibt aber der Sozialen Arbeit auf Dauer diese Ambivalenz anhaften; sie lebt davon. Die Person des Sozialpädagogen, seine Identität und Persönlichkeit werden von hier aus wichtig. Und es bleibt überdies das ständige Geschäft, zu fragen, für *wen* sie *was* in dieser Gesellschaft erreichen will, es bleibt also das Problem ihrer Ethik. Politische Sensibilität, nüchterne Reflexion und ständig überprüfte eigene Normativität sind aus diesem Grund wesentliche Elemente. So gesehen hatte Habermas recht, als er in einer Diskussion über Soziale Arbeit kopfschüttelnd zu dem Schluß kam: »Sozialarbeit – das ist ja die Paradoxie schlechthin.«

Ein Trost bleibt. Es soll nämlich einmal einen Jugendlichen gegeben haben, der dies alles durchschaut hat und der deshalb einen sich ihm zuwendenden Sozialarbeiter anflehte: »Bitte helfen sie mir nicht, ich habe alleine schon genug Probleme.«

Literatur:

Badura, B./Gross, P.: Sozialpolitische Perspektiven. Eine Einführung in Grundlagen und Probleme sozialer Dienstleistungen, München 1976.

Barabas, E., u. a.: Zur Theorie der Sozialarbeit. Sozialisation als öffentliche Aufgabe, in: Barabas u. a. (Hg.): Jahrbuch der Sozialarbeit 1976, Reinbek 1975, S. 490–535.
Dießenbacher, H.: Nehmen – Verteilen – Geben. Zur Geburt des modernen Sozialarbeiters aus dem Geiste der doppelten Heuchelei, in: Neue Praxis, 14 (1984), S. 374–380.
Eyferth, H.: Geschichte: Von der Armenpflege zum Sozialstaat, in: H. Eyferth/H.-U. Otto/H. Thiersch (Hg.): Handbuch zur Sozialpädagogik/Sozialarbeit, Neuwied/Darmstadt 1984, S. 430–438.
Fischer, A.: Die Problematik des Sozialbeamtentums (1925), in: Aloys Fischer: Leben und Werk, Band 3/4 (herausgegeben von K. Kreitmair), München o. J. (1954), S. 319–349.
Gängler, H./Rauschenbach, Th.: Sozialpädagogik in der Moderne. Vom Hilfe-Herrschafts-Problem zum Kolonialisierungstheorem, in: S. Müller/H.-U. Otto (Hg.): Verstehen oder Kolonialisieren. Grundprobleme sozialpädagogischen Handelns und Forschens, Bielefeld, ²1986 (im Erscheinen).
Gildemeister, R.: Als Helfer überleben. Beruf und Identität in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Darmstadt/Neuwied 1983.
Goeschel, H.-D./Sachße, Ch.: Theorie und Praxis in der Sozialarbeit. Ein Rückblick auf die Anfänge sozialer Berufsausbildung, in: Chr. Sachße/F. Tennstedt (Hg.): Jahrbuch der Sozialarbeit 4, Reinbek 1981, S. 422–443.
Gross, P.: Die Verheißungen der Dienstleistungsgesellschaft. Soziale Befreiung oder Sozialherrschaft, Opladen 1983.
Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalität, Bd. 1, Ffm. 1981a.
Habermas, J.: Theorie des kommunikativen Handelns. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Bd. 2, Ffm. 1981b.
Heimann, E.: Soziale Theorie des Kapitalismus. Theorie der Sozialpolitik, Frankfurt/M. 1980.
Mollenhauer, K.: Die Ursprünge der Sozialpädagogik in der industriellen Gesellschaft. Eine Untersuchung zur Struktur sozialpädagogischen Denkens und Handelns, Weinheim/Berlin 1959.
Müller, C. W.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit, Weinheim/Basel 1982.
Münchmeier, R.: Zugänge zur Geschichte der Sozialarbeit, München 1981.
Olk, T.: Sozialarbeit als Dienstleistung. Bedingungen und Folgen der Ausdifferenzierung fürsorglichen Handelns, unveröff. Dissertation, Bielefeld 1985.
Ottomeyer, K.: Soziales Verhalten und Ökonomie im Kapitalismus. Vorüberlegungen zur systematischen Vermittlung von Interaktionstheorie und Kritik der politischen Ökonomie, Gießen 1976.
Pestalozzi, H.: Pestalozzi über seine Anstalt in Stans, Weinheim/Basel 1971.
Rauschenbach, Th.: Die verfehlte Wirklichkeit. Soziale Berufe im Zerrspiegel amtlicher Statistiken, in: Neue Praxis, 16 (1986), Heft 1, S. 57–75.
Rauschenbach, Th./Treptow, R.: Sozialpädagogische Reflexivität und gesellschaftliche Rationalität, in: S. Müller u. a. (Hg.): Handlungskompetenz in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik II, Theoretische Konzepte und gesellschaftliche Strukturen, Bielefeld 1984, S. 21–71.
Sachße, Ch./Tennstedt, F. (Hg.): Jahrbuch der Sozialarbeit 4, Geschichte und Geschichten, Reinbek 1981.
Salomon, A.: Soziale Diagnose, Berlin ²1927.
Schefold, W.: Die Rolle der Jugendverbände in der Gesellschaft. Eine soziologische Analyse, München 1972.
Thiersch, H.: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik, Weinheim/München 1986.
Thiersch, H./Rauschenbach Th.: Sozialpädagogik/Sozialarbeit: Theorie und Entwicklung, in: H. Eyferth/H.-U. Otto/H. Thiersch (Hg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Neuwied/Darmstadt 1984, S. 984–1016.
Treptow, R.: Raub der Utopie, Bielefeld 1985.
Wahrheit, G.: Obdach, in: C. W. Müller (Hg.): Einführung in die Soziale Arbeit, Weinheim/Basel, S. 191–219.
Winkler, M.: Eine Theorie der Sozialpädagogik. Über Erziehung als Rekonstruktion der Subjektivität, unveröff. Habilitationsschrift, Nürnberg-Erlangen 1985.